

HELMUT DE WAAL

DAS ENDE DER EINSAMKEIT WELCHES „SELBST“ (ER-)FINDEN WIR NACH GOOGLE UND IPHONE?



1. AM BEISPIEL EISENBahn.

Wenn früher (bis vor einigen Jahren) ein Reisender ein Eisenbahnabteil betreten hat, dann hat sich ihm eine einfache Frage gestellt: „Soll ich meine Scheu vor dem Fremden überwinden

und zu anderen in Kontakt treten, oder soll ich mich mit mir selbst einrichten und allein bleiben?“ Einsamkeit oder Gemeinsamkeit, zwei Lösungen für eine Situation - jede hat Lohn und Preis (das Risiko der Zurückweisung versus der interessanten Neuheit einerseits, die Qual des Alleinseins versus der Sicherheit des Unbehelligtseins andererseits). Was jedes möglich machte, insofern hatte man eine faire Chance für beides, war die Gewohnheit des initialen Blickkontaktes, ein kurzer Gruß und die ritualisierte Formel: „Ist dieser Platz noch frei?“ Das war eine Beziehungsaussage („du warst vorher da, jetzt bin ich auch da, nimm das bitte zur Kenntnis“). Inhaltlich war die Frage in der Regel überflüssig. Heute passiert das nicht mehr so (die Eisenbahnabteile werden ja auch zugunsten der Großraumwagons abgeschafft), man benimmt sich im Zug (auch wenn dieser zwischen Kuhdörfern immer langsamer hin und her schleicht) grundsätzlich urban (wie in der Untergrundbahn der Großstadt), man nimmt keinen Blickkontakt auf, grüßt nicht, fragt nicht (das wäre im Urbanen unpassend bis gefährlich). Ich nehme an, dass das aus gutem Grund passiert, die Soziologen erklären das genauer. Dieses Verhalten erzeugt, vermute ich zumindest, die „Spannung der Großstadt“ ubiquitär, die Nähe vieler Körpersubjekte, die einander zwar registrieren (Haltung, Gestik etc.), aber nicht wahrnehmen (kein Kontakt, keine Bezugnahme). Das auszuhalten, ist eine beachtliche Leistung, die durch moderne elektronische Kommunikationstechnik Unterstützung erhält, ja man kann sagen, das Mobiltelefon beispielsweise ist hier als „Problemerzeuger“ und „-löser“ zugleich ins Geschehen hinein verwoben.

Die junge Dame, die eben zugestiegen ist, entspannt sich erst, als sie Kontakt aufnimmt, nicht mit mir, auch nicht mit der alten Dame gegenüber, sondern, das geht ja auch viel leichter, mit ihrer Mutter, mit der sie das

Abendessen bespricht, das sie heute erwartet, und dann mit der besten Freundin, mit der sie einen Streit und die sexuellen Ungeschicklichkeiten ihres Partners erörtert. Sie hat dabei die Augen auf ihr Gegenüber gerichtet, das bin ich, aber sie sieht durch mich hindurch, weil sie längst ganz woanders ist. Jetzt könnte ich wohl alles mit der machen, denke ich mir ungalant und chauvinistisch, und etwas ernsthafter wird mir klar, wie lächerlich gestrig sich daneben unsere Bemühungen um eine therapeutisches Trance ausnehmen. Aber schon ist die Rückkehr in die banale Realität des Eisenbahnwagons eingeleitet, die Stimme hebt sich, der Körperduktus wird gespannter, die Augen wacher, „kein Empfang, nichts zu machen“ oder, noch schlimmer, „Akku leer“. Aber schon gleitet sie wieder in einen entspannten und gelassenen Zustand, sie hat an ihrem Gerät Kopfhörer aktiviert und hört jetzt Musik oder so.

Ob sie bewusst registriert hat, dass der ganze Wagon jetzt weiß, dass sie am Abend faschierte Laibchen mit Gurkensalat, ihre Lieblingspeise, serviert bekommen wird, und dass das Vorspiel ihres derzeitigen Partners Kevin, von dem sie sich übrigens bald trennen wird, einiges zu wünschen übrig lässt, man weiß auch in etwa was - ob sie um diese Mitwisserschaft weiß, ist mir nicht klar, aber ich vermute, dass dieses Faktum ihrerseits nicht gerade Reisebekanntschaft im herkömmlichen Sinn fördern wird (Scham über die ungewollte Mitteilung, die ja jetzt in einen Kontakt „mit hineingerechnet“ werden müsste).

2. MODERNE MEDIEN VERÄNDERN DIE VERSTÄNDIGUNG MIT DEN ANDEREN UND UNS SELBST NACHHALTIG, UNBEMERKT UND SELBSTVERSTÄNDLICH.

Ich will hier nicht nostalgische Eisenbahnherrlichkeit beschwören (das wäre ja blöd, weil ein öffentliches Verkehrsmittel die Bedürfnisse eines Einzelnen ex definitione immer nur ungefähr erfüllen kann). Nein, ich halte diese Beispiele für typisch und gültig – also auch in anderen Situationen passend – für die Auswirkungen, die moderne Medien auf den Kontakt von Menschen untereinander und damit auch auf den Umgang mit den eigenen Bedürfnissen (in dem Fall, den Umgang mit dem Phänomen der Fremdheit) haben. Insofern dieser Um-

gang gewohnheitsmäßig ist und damit dauerhaft, geht das in die Bildung des „Selbst“ ein. Jeder moderne Versuch, ein „Selbst“ zu definieren, müsste diese Zusammenhänge berücksichtigen – wie das „seinerzeit“, das lässt sich momentan recht bald so sagen, Gergen (Gergen J. K., Konstruierte Wirklichkeiten, S147–178) und E. Goffman (Goffman E., Wir alle spielen Theater, die Selbstdarstellung im Alltag) bezüglich des Selbst in modernen Sozialgesellschaften getan haben (wobei ich dieses kleine Elaborat natürlich nicht als derartigen Beitrag ansehe, aber vielleicht als Anreiz in dieser Richtung). Dabei ist natürlich auch klar, dass immer schon Medien eine Rolle gespielt haben, wenn es um menschliche Bedarfsdeckung geht. Wenn man beim Beispiel bleibt, hat das Buch immer erlaubt, sich für die Einsamkeit entgegen der Gemeinsamkeit zu entscheiden. Aber die neuen elektronischen Medien erlauben beides gleichzeitig; getrennt zu sein vom Gegenüber (das tut das Buch auf seine Weise auch) und (gleichzeitig) im wirklichen Kontakt zu sein (das ist neu, das konnten bisher nur Schamanen).

Dabei verschiebt sich – das möchte ich in diesem Beitrag skizzieren – allerdings unsere gewohnte und klassische Unterscheidung von Autonomie und Loyalität zur Frage: „Welcher Art ist mein Erleben?“ (sinnlich oder virtuell). Was diese Verschiebung bedeutet, wie sie sich auswirkt auf Zusammenleben und Selbsterleben und auch, von einem „altmodischen Standpunkt aus“, was ihr Preis ist, darüber soll hier ein bisschen spekuliert werden.

McLuhan hat die Medien als Werkzeuge definiert und damit als Verlängerungen unseres Selbst, die unserer Bedürfnisbefriedigung dienen, und zwar so selbstverständlich, dass wir das gar nicht mehr bemerken, wir empfinden sie als zu uns gehörig. „Das Auto ist eine Erweiterung unserer Füße“ behauptet er zum Beispiel usw., und wenn wir den zwei Herren zuhören, die eben ihren Arbeitsplatz verlassen („ich steh heute dort drüben“, „da hast du Glück ich bin im Besuchersektor“), oder der attraktiven Dame vor dem Taxistand („hallo, ich kann nicht empfangen“ – sie meint hier das Funktionieren ihres Telefons), dann sehen wir genau das beispielhaft illustriert.

Das kennen wir auch als Entwicklungsprozess, der von

den Beteiligten und Betroffenen in allen seinen Auswirkungen oft nicht verstanden wird und divergent verläuft. Eltern schenken Kleinkindern ein Mobiltelefon, damit sie sie besser überwachen können, also zur Verlängerung elterlicher Kontrolle – aber unversehens wird das Handy zu einem Teil kindlicher Autonomie („ich habe das schon selber mit dem Opa geklärt“), das sich elterlicher Kontrolle entzieht („kein Empfang“) und als Teil der eigenen Person empfunden wird („mein Handy rührt niemand an“).

Natürlich war es früher ähnlich, die Eltern haben (jede Generation übrigens) immer gehofft, dass die Kinder Erbauliches und Nützliches lesen, und diese haben immer das Vergnügliche und Unanständige gelesen (was „hinten“ im Bücherschrank der Eltern gelagert war).

Was ist also der Unterschied?

Lesen muss man lernen, sagt Neil Postman, Telefonieren, Fernsehen etc. kann man schon, hier braucht man nur ein Gerät bedienen.

Wie mühsam war das Lesenlernen und das Schreiben, wie viel Zeit brauchten und hatten alle Beteiligten, um sich daran zu gewöhnen. „Papa“, sagte meine Tochter im letzten Kindergartenjahr, „ich habe heute ein paar Buchstaben gemacht, die kannst du sicher bei deiner Arbeit brauchen“ – ein paar Jahrhunderte vor dem Buchdruck hätte das sogar gestimmt.

Und wie sicher waren die Erwachsenen hier den Kindern voraus. Das stimmt vielleicht nicht ganz für die anatolische Mutter, deren Tochter gerade Deutsch lesen und schreiben lernt, und bei meiner Großmutter damals bin ich mir auch nicht so sicher. „Lies nicht so viel, da kriegst du nur Kopfweh“, meinte sie, bei manchen Büchern hatte sie da aber durchaus recht (vielleicht ist doch sie die Expertin und nicht ich, wie ich immer geglaubt habe).

Aber Bücher lassen uns Zeit, sowohl beim Erlernen des Gebrauchs wie bei diesem selbst. Berührt mich eine Stelle besonders, mache ich eine Pause, dann mit Hingabe noch einmal, fadisiert es mich, höre ich auf.

Das Buch legt eine verlässliche Distanz zwischen mich und die Welt, es ist meine Art, mich der Welt zu vergewissern, mir die Welt anzueignen – beim Handy ist es umgekehrt. Gerade erklärt der junge Mann gegenüber einem Geschäftspartner, warum er vor einer Viertel-

stunde nicht erreichbar war (das soll man nämlich heute sein, das ist eine „Bringschuld“). Mit dem Handy nimmt uns die „Welt“ in ihren Dienst, nicht umgekehrt, und das ist keine Frage bloßen Gebrauchs, das Mögliche wird immer normativ erwartet.

3. WIR SIND IMMER VERBUNDEN UND MÜSSEN ES SEIN, ABER NICHT „WIRKLICH“.

Witzig ist das schon: Auf einer Ebene körperlicher Präsenz benehmen wir uns immer urbaner, auf der Ebene virtueller Kommunikation stimmt McLuhans Schlagwort vom globalen Dorf, so, wie nie vorher, genau in den Aspekten sozialer Kontrolle und Vereinnahmung, Facebook, twitter etc. sind weitere expansive Beispiele. Ja, das ist schizophren (nicht im klinischen Sinn), sondern im Sinn allgemeiner Wahrnehmung (s.a. Margit Steiner: maximalisierte Gleichzeitigkeit als Alltagsphänomen).

Das elektronische Dorf ist eben kein sinnliches im Sinn von Unmittelbarkeit und „Präsenz“, diejenigen, die einander kontaktieren und damit kontrollieren („warum warst du wieder nicht online“), tun das, indem sie (das macht ja die spezielle Möglichkeit aber auch die spezifischen Nebenwirkungen von Medien aus) „Teile“ von Begegnung aus der Kommunikation herausnehmen, nur unsere Stimme wird übermittelt oder unsere Stimme und unser Bild (auch das nur als Artefakte), wir aber schaffen (konstruieren) daraus die „ganze“ Kommunikation. Neben der „Trance“, die das zur Folge hat und die wir im Alltag beobachten können (s.o.), „ersetzen“ wir dabei immer sinnliche Wahrnehmung ohne es zu bemerken, wir „befinden“ uns dann buchstäblich gleichzeitig hier und woanders. Das ist ein Lernvorgang, der schnell passiert und zur Gewohnheit wird, sodass wir das elektronisch vermittelte Artefakt „selbstverständlich“ als Wirklichkeit empfinden („Land statt Landkarte“). Wir können hier nicht auf den Konstruktivismus verzichten, aber wir sollten die („allgemeinen“) „Materialien“ die unsere („persönlichen“) Landkarten evozieren und die jeweiligen spezifischen Auswirkungen sorgfältiger sichten, besonders in einer Zeit völliger Neugestaltung.

Wir lernen diese Möglichkeiten schnell, v.a. lernen wir schnell das „Selbstverständliche“ als selbst verständlich

wahrzunehmen, also nicht mehr zu bemerken. „Natürlich sieht mich der Nachrichtensprecher“ behauptete meine sehr alte Großtante vor über 40 Jahren (drei Tage zuvor meinte sie noch: „Was sagt er? Der redet so schnell, da komm ich gar nicht mit!“). Über diesen Mediengebrauch lachen wir, aber unserer ist gar nicht anders, im Gegenteil. Wir konstruieren die Wirklichkeit entschlossener und naiver als die alte Frau. „Zeigen wir einander unsere Videos, dann wissen wir, wie wir arbeiten“, sagte ein Kollege vor Jahren. Meinen Einwand, dass wir dann bloß wüssten, was wir einander zeigen und auch das nicht sicher, weil das nur vor dem Hintergrund des (vom jeweiligen Subjekt) nicht Gezeigten und das wiederum nur vor dem Hintergrund des durch das Medium selbst Gezeigten und Verschwiegenen eine Aussage, also eine Anwendung des von uns so oft bemühten Beobachtersatzes darstellt, hat ihn gar nicht erreicht. Das wurmt mich bis heute, er hat mich für zu blöd für den Gebrauch des Mediums gehalten und ich ihn für zu vertraut mit der neuen Technik, als dass er sie in ihren Auswirkungen hätte verstehen können.

Die neuen Medien verzahnen das Selbst mit ihrer Form von Kommunikation auf völlig neue Weise und schaffen damit Wirklichkeiten, die ganz neu sind (s.a. De Waal, Gregory Bateson und Marshal McLuhan. Fast eine Begegnung).

4. WIR OPERIEREN MIT DEN REISEFÜHRERN VON GESTERN UND DEN LANDKARTEN VON MORGEN, OHNE DASS UNS DAS AUFFÄLLT.

Seitdem er „zufällig“ die „Untreue“ mittels ihres Mobiltelefons entdeckt hat (wie meistens heutzutage), sieht ein Klient seine Frau ganz anders. Irgendwie ist sie das auch. Denn sie, die in diesen Dingen immer äußerst zurückhaltend war (der Versuch, bei einem prominenten Paartherapeuten „das Feuer neu zu entfachen“ war gänzlich erfolglos geblieben), sitzt in aufregenden, an ihr bisher ganz undenkbareren Dessous vor dem Computer, wenn sie mit ihrem „neuen Freund“ chattet. Sie hat diesen bisher weder gesehen noch gar getroffen (und vice versa natürlich, sie tun es sogar ohne Webcam). Er ist ganz und gar virtuell, ein Konstrukt („ist sie sich dessen bewusst“). Aber das Konstrukt ist in dieser Form

neu, denn bei den Konstruktionen des „Buchzeitalters“ wären auch die Dessous inwendig (jedenfalls ganz für sie privat) gewesen, während sie sich ganz sicher ist, dass sie den Unbekannten (der ja auch ganz wer anderer sein könnte, vielleicht die dumme Erfindung einer Vierzehnjährigen) heiraten wird. Kennen gelernt hat sie diesen Mann im „Chatroom“ eines interaktiven Computerspiels, das ihr die halbwüchsigen Kinder beigebracht haben.

„Sollte ich meine Frau in eine Klinik bringen, ist sie jetzt komplett durchgeknallt?“, fragt sich der Gatte in ehrlicher Besorgnis angesichts dieses neuartigen Realitätsbezugs. In einem schmerzhaften Reflexionsprozess nimmt er davon Abstand, gleichzeitig gewinnt er Erkenntnis über neue Realitätskonstruktionen („keine

NEUES, DAS NOCH NICHT „VERSTANDEN IST IM SINNE VON SOZIALER UND PSYCHISCHER HANDHABUNG“, WIRD OFT ZUERST IN DER PSYCHOTHERAPIE VERHANDELT, WEIL ES INFOLGE DIESER MANGELNDEN HANDHABUNG OFT ZU PERSÖNLICHEM LEID KOMMT, DAS PERSÖNLICH GEDEUTET UND GELÖST WERDEN MUSS. IN EINEM WEITEREN SCHRITT WIRD DIESES NEUE VERSTÄNDNIS DANN OFT GEGENSTAND VON „ANFANGS EXPLIZITER, SPÄTER IMMER IMPLIZITERER“ BILDUNG UND ALLGEMEINBILDUNG.

Psychose, sondern eine neue, gültige Form von Verständigung mit anderen und mit sich selbst“) und über seine Partnerschaft. Diese Gegenwart schafft eine neue Zukunft, vielleicht auch eine neue unbekanntes Vergangenheit („Nachdem wir uns sehr jung geliebt und uns in, für den jeweils Einzelnen tragischen, familiären Umständen gebraucht haben und ganz wackere Eltern waren, war unsere Zeit als Liebespaar im Grunde schon lange zu Ende“, werden sie später, sozusagen als abschließende gemeinsame Definition, „herausfinden“).

Ich denke das ist auch ein gesellschaftlicher Vorgang, Neues, das noch nicht „verstanden ist im Sinne von sozialer und psychischer Handhabung“, wird oft zuerst in der Psychotherapie verhandelt, weil es infolge dieser mangelnden Handhabung oft zu persönlichem Leid kommt, das persönlich gedeutet und gelöst werden muss. In einem weiteren Schritt wird dieses neue Verständnis dann oft Gegenstand von „anfangs expliziter, später immer impliziterer“ Bildung und Allgemeinbildung. Das Problem bei den erwähnten neuen Medien ist die ungeheure Geschwindigkeit ihres „Auftretens“ (die Pest, die um 1370 Europa überfiel und rasend für immer veränderte, ist dagegen eine Schnecke. Vor ein paar Jahren habe ich mit einem Freund noch ungläubig darüber spekuliert, wie die Welt sich angesichts ubiquitärer Erreichbarkeit verändern

würde, und schon ist das Wirklichkeit – nicht nur als technische Möglichkeit, sondern als selbstverständlicher Anspruch von Kommunikation).

Therapeuten jedenfalls sollten bei ihren Problem und Lösungskonstrukten (Hypothesen) beidem gerecht werden: dem persönlichen Leid und damit der jeweils unverwechselbaren Geschichte des Betroffenen (und ihrer eventuell nötigen Neukonstruktion), aber auch dem Neuen und dabei Allgemeinen, damit sie die persönliche Erzählung nicht

„überstrapazieren“ und diese nicht mit Inhalten angereichert wird, die ihr gar nicht „zugehören“.

Damit Therapeuten hier hilfreich sein können, brauchen sie, wenn schon kein konsistentes Gesamtbild (das scheint mir schon im Neuen ganz unmöglich, das geht ja immer nur im Nachhinein, „wenn schon alles gegessen ist“), ein waches Verständnis und eine Neugierde für das Neue, die sich nicht im Begreifen des Gebrauchs erschöpft, sondern sich – für unsere Arbeit wesentlich – auf das Verstehen der Auswirkungen auf den Umgang

miteinander und auf den Umgang des jeweiligen Users mit sich selbst erstrecken muss. Dabei können wir nicht auf Vollständigkeit oder gar Gültigkeit warten, sondern brauchen Neugierde und Kreativität, aber auch Bereitschaft zu Selbstreflexion und Verantwortung bezüglich jener Konstruktionen, mittels derer wir diese neuen Wirklichkeiten bewältigen (genau wie Glasersfeld und von Foerster das einmahnen).

Was wären, noch einmal, die wesentlichen neuen Phänomene, wie wird das erlebt und was könnte therapeutisch gebraucht werden?

- Die Hauptfrage, die uns heute psychotherapeutisch beschäftigt, ist jene nach der Position, die der Einzelne zwischen Autonomie und Loyalität/Kontrolle findet. Die Hauptfrage der Zukunft könnte sein, wie Menschen zwischen sinnlicher (überraschender) und virtueller Wahrnehmung Ordnung und Position finden und beziehen.
- Damit hängen Fragen zusammen, die sich auf Raum und Zeit und damit auf Perspektive beziehen (s. a. M. Steiner).
- Letztlich kann das heißen: Wenn wir Verantwortung und Einsamkeit (wieder) gewinnen wollen, sollten wir lernen (geordnet und souverän) abzuschalten.

5. WIR SOLLTEN EINE NEUE UND (SELBST-)BEWUSSTE EINSAMKEIT DURCH ABSCHALTEN ERMÖGLICHEN.

Fred Zinnemanns Film „Ein Mann zu jeder Jahreszeit (1966)“ nach einem Stück von Robert Bolt beschreibt und mahnt (ähnlich wie in „High Noon“) jene Tugend ein, von der uns McLuhan sagt, dass sie erst in der Renaissance als Kennzeichen des modernen Menschen entstehen konnte: Das persönliche Gewissen, das zwischen Autonomie und Loyalität angesiedelt ist, Verantwortung zur Folge hat und damit nach Entscheidung verlangt. Nicht Heinrich VIII. oder Macchiavelli in ihrer Gewissenlosigkeit und souveränen Handhabung von Macht waren die ersten modernen Europäer, ruft uns 1966 Zinnemann zu, sondern Thomas Morus – nicht weil *er* anständig war (das war der mittelalterliche Mönch vielleicht auch), sondern weil er anständig war, „nicht nur weil es *meine* Sicht der Dinge ist, sondern weil es *meine* Sicht ist“, so eine Dialogzeile des Films.

Ein wesentliches Mittel dazu ist die Distanz des Gelehrten, und der Preis für diese Distanz ist dessen Einsamkeit. Moralische Subjekte sind einsam und aus dieser Einsamkeit heraus treffen sie Entscheidungen, die sie verantworten müssen, auch wenn diese in ihren Folgen, weil verbunden mit dem Leben und den Interessen anderer, nicht absehbar sind. Trotzdem kann Thomas Morus durch diese Einsamkeit Klarheit und Sicherheit – McLuhan würde sagen „Perspektive“ – gewinnen, ja, er braucht diese Einsamkeit für seine Entscheidung, denn nur aus der Position „Ich (allein)“ kann er eine klare Perspektive gewinnen. Er muss allerdings auch den Preis für diese Klarheit zahlen: Niemand versteht ihn, weder seine Freunde noch seine Tochter und seine Frau - was ja klar ist (ganz systemisch), weil ja niemand seine Perspektive und damit seine Position einnehmen kann. Bezüglich seiner Lieben führt das zu bedingungsloser Liebe („ich verstehe dich nicht, aber ich halte zu dir“, sagt seine Frau), bezüglich der Mächtigen zu den bekannten Ergebnissen. Für Thomas Morus aber lohnt sich das offensichtlich. „Ich gehe fröhlich zu Gott“, sagt er, als Heinrich VIII. ihn enthaupten lässt, weil er die königlichen Entscheidungen nicht mitträgt.

Derartiges verschwindet zusehends, zumindest in den nötigen Voraussetzungen. Ich glaube, wir verfügen immer weniger über ein (einsames) Selbst, auf das wir zurückgreifen können, wenn wir um Entscheidungen ringen (wie denn auch, wenn wir gewohnheitsmäßig schon unsere Partner anrufen, wenn wir uns im Supermarkt unklar über unseren Einkauf sind und wenn auf einen Knopfdruck alles Wissen der Welt oder zumindest von Wikipedia zur Verfügung steht, wenn uns irgendeine Ratlosigkeit quält). Aber ich sehe auch keine tragende Gemeinschaft mehr, wie die Loyalitätsgemeinschaft (feudale Systeme etwa) früherer Zeiten, die uns die Verantwortung zugunsten der Unterordnung wirklich abnehmen (und auch tragen) würden. Facebook ist immer da – aber repariert jemand unser Auto oder hält unsere Hand, wenn es nötig ist, wie bei der Nachbarschaft in früheren Zeiten?

Die Einsamkeit des globalen Dorfes ist eine andere (postmoderne) als die des modernen Menschen Thomas Morus, und sie wird andere Antworten finden müssen. Ihre Demarkationslinien, und damit die Marken des

Bemerkens, sind nicht mehr so beschaffen wie bisher – „was bin ich den anderen schuldig“ und „was bin ich mir schuldig“, sondern eher „wann möchte ich verbunden sein und wann nicht“, nicht mehr, was ist die Ordnung meines Gewissens (das war die Frage des Rechtsgelehrten Thomas Morus), sondern was soll die Ordnung meiner Wahrnehmung sein, mittels der ich mit der Welt elektronisch verbunden bin?

Wir werden die gültige Klarheit der Perspektive der Moderne damit nicht mehr gewinnen, aber vielleicht können wir, jeder für sich, die eigene Perspektive, die ich verantworte und immer wieder ändern muss, zumindest anpeilen. Im Gegensatz zu früher werden wir nicht mehr nur lesen lernen müssen, sondern etwas viel Grundsätzlicheres, nämlich zu bestimmen, wie und wann wir verbunden sein möchten, wenn wir, zumindest als Möglichkeit, freie Menschen sein wollen.

Wollen wir übrigens das nicht nur verhandeln, sondern zumindest für einen Moment so etwas wie Unmittelbarkeit und Entscheidungsfähigkeit (wieder-)gewinnen, müssen wir abschalten, und zwar die Geräte – nicht nur am Ende des Lebens, sondern jetzt –, jene Geräte, die uns mit der Welt verbinden (zumindest manchmal) und so lange, bis das einen Unterschied macht (bis wir allein sind). In diesem Sinn: Schalten Sie ab.

HELMUT DE WAAL

DR. HELMUT DE WAAL

ist Klinischer Psychologe, Psychotherapeut in freier Praxis (Steyr), Supervisor, Lehrtherapeut an der la:sf, Lehrbeauftragter am Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Innsbruck; Autor zahlreicher Fachpublikationen

LITERATUR

- De Waal H.: Gregory Bateson und Marshall McLuhan, Fast eine Begegnung; In: Obertöne Unterschiede, Kongressband LASF Wien 2005
Bolt R.: a man for all seasons, Frankfurt 1962
Gergen J.K.: Konstruierte Wirklichkeiten, Stuttgart 2002
Glattauer D.: Gut gegen Nordwind, Salzburg 2007
Goffman E.: Wir alle spielen Theater, München 1969
Marchand Ph.: Marshall McLuhan, Stuttgart 1999
McLuhan M.: Die Gutenberg-Galaxis, Düsseldorf/Wien 1968
Ders.: Die magischen Kanäle, Düsseldorf/Wien 1968
Ders.: The medium is the message: an inventory of effects, New York 1967
Postman N.: Das Verschwinden der Kindheit, Frankfurt 1983
Steiner M.: Maximalisierte Gleichzeitigkeit als Alltagsphänomen, Abschlussarbeit LASF, Wien 2005

Film:

- Ein Mann zu jeder Jahreszeit: Fred Zinnemann 1962